

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 6

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 6, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

8. Februar 1919

Das Herz.

Von Alf. Sankhauser.

So viel Augen strahlen durch den Gottestag —
Bebt auch meines Blutes dunkler Freudenenschlag.
Ja, mein Herz ist wahrlich lauter Unverstand.
Erd und Himmel sieht es ungesäumt in Brand.
Darum sollst du fürder — frevler Flammenscherz —
Eingepanzert bleiben fest in Eis und Erz.

Drum auch wirfst dereinst du nach des Lebens Braus —
Tief gebettet liegen in dem stillen Haus.
Schmelzen deine Glüten Eis und Panzerkleid . . .
Um die grüne Erde tut's mir wahrlich leid!
Sprengen deine Flammen auch des Grabes Tor —
Mag der Himmel lodern dann in Rauch empor!

Die Königschmieds.

Roman von Felix Moeschlin.

6

Sie stiegen hinauf, und wie sie wieder in den Sonnenschein traten und in die grüne Wirklichkeit, da fühlte Viktor zum erstenmal ein sonderbares, wohliges Behagen an diesen runden Bäumen und dem hohen üppigen Gras. Und wie ein leerer Wagen vorbeirauschte, auf dem ein Bauer aufrecht stand mit straff angezogenem Leitseil, da faszte ihn das Verlangen, mitzujagen. Aber das war nur eine Regung. Dann zogen die heiligen Träume wieder in seinen Sinn und bauten himmlische Städte und ließen die weißen Rosen der Unschuld in Paradiesgärten blühen, daß die Wirklichkeit vor so viel Pracht die festlichen Farben verlor und zur öden Wüste wurde, durch die die Menschen eine Weile ziehen, bis sie der Tod in ihre wahre Heimat führt.

Mit dieser Stimmung im Herzen kehrte Viktor zurück. Sein Entschluß hatte noch an Festigkeit gewonnen.

Aber sein Vater müßte nicht der Königschmied sein, wenn er den Widerstand schon aufgäbe. Er probierte es mit Zwang. Viktor mußte überall mit bei der Arbeit sein. Wenn er einmal zwanzig sei, dann könne er machen, was er wolle. Vorher nicht. Und schließlich könne er auch als Bauer ein Heiliger werden, spottete der Vater anzüglich, denn einmal hatte die Tante ihr Wissen nicht für sich behalten können.

Viktor war sterbensunglücklich. Vergebens legten sich die Klosterherren ins Mittel. Vergebens sprach selbst Pfarrer Gregor dem Bruder zu, dem Buben seinen Willen zu lassen. Sepp blieb unerbittlich. Das ging nun schon

an die zehn Wochen. Im Königshof war es nicht mehr zum Aushalten. Viktor dachte an heimliche Flucht, aber er hatte doch nicht den Mut dazu. Und dann merkte er mit Angst, wie Arbeit und Gewohnheit die heiligen Gedanken von ihm nahmen. Und er spürte mit Entsetzen, daß er sich schon in das Leben zu schicken begann. Da sagte Tante Anna zu ihm: „Ich werde dir helfen,” und jeden Morgen pilgerte sie nach Mariafels hinauf. Sie ging fort, wenn noch alles schlief. Sepp lächelte und ließ sie gewähren. Wieder vergingen ein paar Wochen. Maria half immer noch nicht. Sepp lächelte immer zuversichtlicher. Er sah, wie sein Bube gleichgültig und mürrisch wurde.

Aber eines Abends spät fuhr er von einem Viehmarkt nach Hause und kam auch beim Hinterwiler Kirchhof vorbei, wo seine Frau begraben lag. Er sah den Leichenstein ganz gut im bleichen Licht der Sommernacht. Er nahm den Hut ab, wie es seine Gewohnheit war, und sprach ein Gebet für ihr Seelenheil. Da sah er mit Entsetzen eine weiße Gestalt sich vom Grabhügel aufrichten. Und sie kam an die Mauer er wußte nicht wie und stand plötzlich neben ihm, daß es ihm grauste. Er wollte sein Pferd antreiben, aber er konnte nicht. In müdem Schritt fuhr der Wagen weiter. Und die weiße Gestalt ging neben ihm her. Der Weg war ihm noch nie so lange vorgekommen. Es schien als rücke Borderwil immer weiter weg und als müsse er ewig auf ein unerreichbares Ziel losfahren, seine tote Frau neben sich. Die Stille wurde unerträglich. Sepp sah er

auf die Gestalt, die immer gleich starr und stumm und unhörbar neben ihm einherglitt, ohne daß unter ihrem Fuße ein Riesel kurrte. Da fragte er: „Was willst du?“ Die weiße Gestalt antwortete nicht. Da durchsuchte er seine ganze Vergangenheit, ob er wohl irgendeine Sünde finde, die er ihr angetan hat und für die er nun büßen muß. Aber er fand keine. Aber jene Nacht, wo sie den Sohn gebar? und sie starb ohne Beichte? ist es das? Aber die weiße Gestalt schüttelte den Kopf. Oder sollte sie ihm zürnen, weil er den Viktor nicht Pfarrer werden läßt? Die Gestalt nickte mit dem Kopf. Kann sie den Gedanken hören? Die Gestalt nickte wieder mit dem Kopf. Ist es ihr Wille, daß Viktor Pfarrer werde? Die Gestalt nickte zustimmend ein paarmal hintereinander. Aber wenn er nicht will? Die Gestalt erhob eine Hand. Doch er wird tun, was sie verlangt. Aber nun möge sie ihm auch den Frieden schenken.

Da verschwand die weiße Gestalt und er fand sich dicht bei seinem Hofe.

Am andern Morgen hatte er das Fieber. Aber am zweitfolgenden Tage war er wieder gesund genug, um dem Viktor mitteilen zu können, daß er ein Priester werden dürfe. Um ihn aber doch nicht ganz aus der Hand zu geben, ließ er ihn noch nicht in ein Priesterseminar, sondern schickte ihn auf das katholische Gymnasium in einem welschen Städtchen. Vielleicht fahrt ihn doch noch ein Arm der Welt, dachte er, und bringt ihn mir zurück.

Viktor beugte sich mit Andacht vor dem neuen Wunder und freute sich des Gewonnenen. Beim Abschied sagte die Tante:

„Siehst du, ich habe dir geholfen!“

„Nicht du, die Mutter Gottes,“ antwortete er.

Da lächelte die Tante geheimnisvoll, fast schelmisch. Aber Viktor achtete es nicht. Glücklich fuhr er davon. Nun sah er den Weg gerade vor sich und wußte die Hände Gottes über seinem Haupte.

Drittes Kapitel.

Die Mädchen sind nicht groß geachtet im Königshof. Der Vater sieht eine gute Hilfe in ihnen, mehr nicht. Drum müssen sie auch hart an die Arbeit. Wie oft beneiden sie den Viktor um sein schönes Leben, wenn sie abends todmüde nach Hause kommen und keinen andern Wunsch mehr haben, als sich ins Bett zu legen und zu schlafen und dabei zu denken, wenn die Nacht doch nur doppelt so viel Stunden hätte.

Die Mädchen arbeiteten wie Mägde. Sie und da meint einer zum Königschmied: Du könntest deinen Jungfern auch mehr gönnen. Aber Sepp antwortete nur: Der Mensch ist zum Arbeiten da. Er selbst weiß ja auch nichts anderes mehr. Die Gier des Besitzes um des Besitzes willen ist über ihn gekommen. Das hilft ihm darüber hinweg, daß er seinen Sohn verloren hat.

Die Mädchen haben keine Jugend wie die andern. Da ist nichts von fröhlicher Spinnstübchenplauderei im Winter und durchschwärmt Sommerabenden und Tanz auf frischgemähten Wiesen. Sie kennen nur die Arbeit. Tante Anna betet jeden Samstag den Rosenkranz mit ihnen, das ist die einzige Abwechslung. Ist es ein Wunder, daß auch sie

sich daran gewöhnen, alle Dinge nach dem Geldwert zu beurteilen und trotz ihrer Jugend schon eine verhaltene Habsucht hervorleuchten lassen? Nur die Jüngste scheint aus der Art zu schlagen. Es geht der Ruf, sie sei ein Luftibus und ein halber Bib. Als Kind wenigstens hätte sie bei allem mitgetan, war auf den höchsten Baum geklettert und auf das steilste Dach gestiegen, daß man sie einmal gar mit der Feuerleiter herunterholen mußte. Aber das ist schon lange her, sie kann sich auch verändert haben. Wenigstens sieht man zwischen ihr und den andern keinen Unterschied. Nur ein Knecht behauptet, er hätte sie einmal in der Scheune getroffen, wie sie allein getanzt habe. Aber das ist wohl ein Schwindel. Im Königshofe tanzt man nicht.

Aber wenn auch die Töchter dem Vater wenig gelten, so sind sie dafür um so berühmter im Land. Man weiß besonders viel Gutes von ihnen zu erzählen und der Reichtum des Hofes malt zu allem einen soliden Hintergrund, besonders seit es sicher ist, daß der Sohn ein Pfarrer wird. Die Älteste, die Josephine, ist schon zwanzig. Kein Wunder, daß mancher Knabe im Umkreis vieler Stunden ernstlich daran denkt, sich einen Vogel aus dem goldenen Nest zu holen und sich alle Mühe gibt, seinen Namen und seine Person beizutragen in ein gutes Licht zu setzen.

So war denn viel Fahrens auf den Straßen nach Boderwil. Bisweilen saß die Liebe obenauf und trieb die Pferde mit der Geißel der Sehnsucht an. Oft war es nur kühler Geschäftssinn oder pure Vernunft: man wolle einmal sehen, kosten tue es ja nichts. Von einer Verlobung wußte man immer noch nichts trotz allem Raten und Werweihen. Die Josephine schien eine Verschlechte zu sein. Aber endlich kam es doch zu einem Hochzeitsfest. Und daran war der deutsch-französische Krieg schuld.

Da mußte die Schweiz ihre Grenze befestigen. Auch Boderwil bekam Einquartierung: Infanteristen und einen Trupp Guiden aus der welschen Schweiz, schmucke und lustige Leute. Der Königshof hatte ein Guidenpferd im Stall und seinen Reiter am Tisch. Er hieß Ernesto Majour und besaß einen großen Hof im Tura, wo die vielen Ehrenmacher wohnen.

Und als ob die Nähe des Krieges, wo so viele Menschenleben von dem einen Tag auf den andern vernichtet werden, die Freude am eigenen sicheren Dasein umso mehr hervortreten, ja eigentlich erst recht bewußt werden lasse, so begann man sich auch im Königshofe seiner Tage zu freuen. Die Welschschweizer brachten den fröhlichen Ton und die tanzlustigen Beine, und auf einmal wurde es Gewohnheit, jede Woche ein Fest zu feiern, daß man gar nicht begriff, wie man früher ohne das hatte leben können. Dazu kam, daß der Vater durch den Krieg aus seinen Geschäften herausgerissen wurde und seinen Leuten mehr Freiheit gönnen. Er selbst besann sich mit Freuden darauf, daß er ein ruhiges, friedliches Vaterland habe und ging mit patriotischen Gedanken umher und fütterte die Soldaten gut. Auch die Tante legte der Fröhlichkeit kein Hindernis in den Weg, denn seitdem es sicher war, daß Viktor ein Pfarrer werde, hatte sie eine heitere Miene aufgesetzt.

Für einige Zeit wurde die ganze Flüchtigkeit und Vergänglichkeit von Haus und Hof so recht sichtbar, wenn man

in der Ferne brennen sah oder stundenlang Kanonenschüsse hörte, daß es war, als polsterte jemand mit den Fässern im Keller herum. Und wenn man den fliehenden Elsässern begegnete, die ihre ganze Habe mit sich führten, Wagen voll Heu und Stroh, Kühe, Ochsen und Schweine und Säcke voll Gänse, um sie vor den schrecklichen Preußen zu retten. Jetzt erst merkte man, wie schön man gestellt sei und half was man konnte und hatte selbst mit den Juden Mitleid, die Hals über Kopf geflüchtet waren, daß viele gar nicht mehr daran gedacht hatten, sich für eine lange Reise einzurichten, und Judenmädchen mit blutenden Füßen daherkamen, weil sie vor lauter Angst in dünnen Zeugschuhen durch den Wald gelaufen waren.

Was ist Reichtum, was ist Besitz? sagte man. Es kommt ein Krieg und alles ist hin. Seht, wie die Juden so reich da drüben sahen in Buschwil und Bollwiler und Belsheim und wie ihre Mädchen stolz herumstiefelten in den Dorfgassen. Jetzt kommen sie mit blutenden Füßen.

So gelangten die Königschmieds zu dem Mühgang, der nötig ist, damit man sich auf sich selber befreit und die Augen aufstutzen lernt und die Gefühle stärker anwachsen können als in einem todmüden Leib. Es gab ja so vieles zu reden über den Krieg und über die Aussichten der beiden Parteien und dabei hatte man Zeit, einander geruhig anzusehen und auch noch über andere Dinge zu plaudern, ohne jedoch das quälende Gefühl zu haben, man versäume eine wichtige Arbeit. Denn im Vergleich zu den kriegsführenden Völkern tat man ja immer noch genug. Und es gab so vieles, das man ansehen mußte.

Man stellte sich an die Grenze, um die langbärtigen Pommern vorbeimarschieren zu sehen, die hingingen, um Belfort zu belagern. Man wußte nicht ganz sicher, ob es wirklich Pommern seien, aber auf jeden Fall waren es große, starke Männer, und die Tränen kamen den Mädchen in die Augen, wenn sie dran dachten, daß die vielleicht alle sterben müßten. Dann schloß man sich enger an die, mit denen man gerade zusammenstand. Und wenn es zufälligerweise Burschen waren, hübsch und stark, die selbst auch mit wohligem Gefühl ihr gesichertes Leben verspürten, kam es ohne weiteres dazu, daß man sich aneinander freute, soviel man konnte. Es gab ungewöhnlichen Anlaß zu vielen Spaziergängen, und niemand tadelte einen wegen vergeudeter Zeit, und niemand fand etwas Böses dabei, weil eben alles mitging, was laufen konnte.

Und der Krieg floß vorüber und das Leben fuhr wieder auf den alten Geleisen weiter. Die Königschmiedstöchter gingen wieder von morgens bis abends an die Arbeit und alles war wieder wie vorher, obwohl man im Dorfe dies und jenes munkelte und dabei der Wahrheit noch ziemlich nahe kam. Das mit dem Ernestine Majour und der Josephine wenigstens stimmte, und eines schönen Tages kam der Ernestine auf seinem Pferde hergeritten und verlobte sich. Die Borderwiler fanden wieder einmal, es sei nicht recht, daß eine reiche Erbin wegheirate, und gar noch so weit weg hinter die Berge, daß man zwei Tage braucht, um hinzukommen. Und sie schnitten aus Rache in der Nacht



E. Forestier: Winter.

dem fremden Roß den langen Schweif ab. Aber die Hochzeit wurde doch gefeiert.

Auch das mit der Lisbeth und dem Vinzenz Mettler hatte seine Richtigkeit. Eine große Hochzeit wurde es und überall sprach man davon. Kein Wunder, denn der reichste Bauer von Hinterwil — und das war der Vinzenz Mettler, seitdem der alte Hafer-Saaler gestorben ist — heiratete mit der reichsten Bauerntochter von Borderwil. Man sagte auch, daß es nur darum so leicht und schnell gegangen sei, weil der Werber gar so reich gewesen ist. Sonst hätte der Alte seine zweite Tochter wohl nicht aus dem Hause gelassen. Man wußte ja, wie sie für ihn arbeiten mußten.

Man sagte auch noch etwas anderes: Vinzenz Mettler habe die Leber auf der Sonnenseite; wenn er an einem Orte vorbeikomme, wo der Herrgott einen Arm herausstrecke, müsse er hinein; seine Kirche sei dort, wo man mit den Gläsern zusammenläute. Aber wer möchte ihm das verübeln? Er hatte das Geld dazu. Ein armer Schlucker brauchte sich nicht zu rühmen, wenn er notgedrungen zu Hause sitzen blieb und Erdäpfel aß und schwarze Zichorienbrühe dazu trinkt; der Wirt würde ihm doch nichts ausgeschenkt haben.

Man erzählte auch schlaue Streiche und geheime Saufgelage, die der junge Mettler veranstaltet hatte, so lange der Alte noch lebte. Wie er und seine Kameraden ein Loch in die Kellerwand schlugen und die Weinfässer, die vom Alten hinter Schloß und Riegel gelegt waren, auf der Rückseite anbohrten und auslösen, daß kein Tropfen mehr herausließ, als der Alte kam und den Hahn drehte. Wie er und seine Kameraden ganze Säcke voll Weizen aus der Scheune wegtrugen und sie gegen Wein eingeschütteten, den sie dann so verwendeten, daß er die Wände hinunterließ.

Aber andere behaupteten wieder, das sei alles erlogen, und wenn es nicht erlogen sei, sei es auch nichts Böses,



Landschaftsmaler Gabriel Lory, Vater (1763—1840).

sondern nur ein Zeichen von jugendlichem Übermut und Kraft. Besser so, als wenn einer schon als Zwanzigjähriger auf seinen Geldsäcken hocke und jeden Rappen zehnmal zwischen den Fingern hin und her wende, bevor er ihn für das Allernötigste ausgebe. (Fortsetzung folgt.)

Die Berner Landschaftsmaler Gabriel Lory, Vater, und Gabriel Lory, Sohn.

Das Berner Kunstmuseum zeigt gegenwärtig in einer Separatausstellung nebst einer kleinen Zahl von Originalbildern eine sehr bemerkenswerte Sammlung fotovierter Gravuren nach Zeichnungen der beiden Berner Künstler Gabriel Lory, Vater, und Gabriel Lory, Sohn. Die Stiche sind heute eine vielbegehrte Rarität in den Antiquarienläden, und der Kunstliebhaber schätzt sich glücklich, einen echten Lory in seiner Sammlung zu besitzen. Die reiche Kollektion von Lory-Stichen des Kunstmuseums stammt aus der Erbschaft des vor Jahren verstorbenen Millionärs Lory aus Müninggen, dessen Legat an das Inselspital seinerzeit so viel zu schreiben gegeben hat. Sie ist außer der im eidgenössischen Kupferstichkabinett in Zürich wohl die reichste Sammlung dieser Art in der Schweiz.

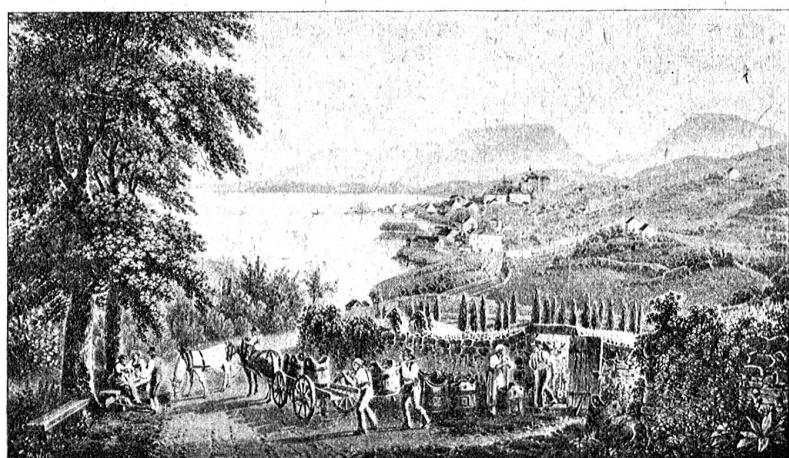
Die Blätter muten uns heute nach bald 100 Jahren ihrer Entstehung recht eigen an. Eine schöne Welt scheint uns seit jenen Zeiten verloren gegangen zu sein; eine Welt voller Idyllen, voller stiller Zufriedenheit und gemütvoller Selbstgenügsamkeit. Man lebte damals mit den Gefühlen noch innerhalb der Schweiz, nicht in Kurland und Polen und Berlin und Paris wie heute. Man freute sich der Schönheiten unseres Landes mit einer Innigkeit und einer Hingabe, die wir heute gar nicht mehr nachempfinden können. Damals gab es noch

keine Schulreisen ins Oberland, und nicht jeder Zehnjährige lernte Interlaken und die Jungfrau und Grindelwald und die Gletscher kennen. Die wenigen Glücklichen, die, aus dem Unterland kommend, diese Dinge sahen, zerflossen in Wonne vor dem unerhört Schönen und Neuen, das ihnen die Alpenwelt offenbarte. Wohl konnte man in Reisebüchern nachlesen, was man von einer Alpenreise zu erwarten hatte. Aber die Wirklichkeit übertraf jeweilen alle Vorstellungen, die sich die Phantasie zurechtgelegt hatte. Denn damals flossen die Quellen der Erkenntnis noch spärlich; man war nicht wie heute auf jeden Anblick schon durch Dutzende von Ansichtskarten und Illustrationen, durch Panoramen, Dioramen und Kinobilder vorbereitet. Es gab damals noch etwas zu entdecken, nicht bloß am Südpol und im Innern Afrikas, sondern noch im eigenen kleinen Ländchen. Die Entdeckerfreude des Glücklichen, den der Beruf als Landschaftsmaler und Vedutenzeichner zu all den verborgenen Schönheiten des Berner Oberlandes, des Bierwaldstättersees, des Neuenburger-, Genfer-, Zürichsees führt, die stille innige Entdeckerfreude spricht aus diesen Bildern. Und sie sprach auch zum Herzen des Beschauers, der vielleicht zum erstenmal von diesen intimen Reizen seines Vaterlandes in reizvoller farbenfroher Darstellung Kenntnis bekam, und mit Gefühlen des Stolzes, ein so schönes Vaterland zu besitzen, hängte er diese Stiche in die beste seiner Stuben auf. Das liebevolle Eingehen auf Einzelheiten, das Beschreiben mit dem Zeichenstift und dem Pinsel, hatte damals noch Sinn und Be rechtigung, da es Wissenslücken ausfüllen mußte. Dem Zeitschmack entsprach die sorgfältige Behandlung der Staffage: im Vordergrunde der Landschaftsbildchen fehlte nie der Hirtenknebe, die Herde weidender Kühe, die Reisegesellschaft oder sonst eine ansprechende Idylle.

Die Veduten- und Landschaftsmaler zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die solchermaßen durch ihre Kunst die Leute auf die Schönheiten unseres Landes aufmerksam machten, haben nicht wenig zum Aufschwung des Reiseverkehrs und des Fremdenwesens in der Schweiz beigetragen. Besondere Verdienste in dieser Hinsicht haben sich die Maler und Kupferstecher F. N. König, Aberli, Lafond, Weibel erworben neben den beiden Lory, über die nachstehend einige biographische Einzelheiten mitgeteilt werden sollen.*)

Die Lory stammen aus Müninggen. Der Vater des älteren Gabriel Lory betrieb daselbst eine Lohnkutscherei. Bei Aberli & Wolf in Bern und bei Bacles d'Albe in Genf lernte Gabriel Lory (geb. 1763) die Malkunst. In St. Gallen arbeitete er für den Kunsthändler Bartholomäus Fehr. Mit dessen Tochter verheiratet, kehrte er nach Bern zurück, wo seine Kunst durch den Rat und Unterricht der

*) Benützte Quellen: Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich 1848 und Schweiz. Künstlerlexikon von A. Brun.



Gabriel Lory, Vater: Weinlese in Neuenburg. (Nach einem Aquarell, 1827.)